

erschienen in: Blau, Eve/ Platzler,
Monika (Hg.): Mythos Großstadt.
Architektur und Stadtbaukunst in
Zentraleuropa 1890-1937. München,
London, New York: Prestel 1999,
pp. 44-56

1 Lyotard, Jean-François: Das post-
moderne Wissen, Wien: Ed. Passagen
1986, p. 22 [EA La condition postmo-
derne. Paris: Les Éd. de Minuit 1979,
p. 68].

2 Sennett, Richard: The Corrosion of
Character. New York: W.W. Norton
1998 [Der flexible Mensch. Die Kultur
des neuen Kapitalismus. Berlin: Belin
Verl. 1998]; Gauchet, Marcel : Essai
de psychologie contemporaine I. Un
nouvel âge de la personnalité. In: Le
débat 99 (mars-avril 1998),
pp. 164-181.

3 Lyotard 1986, p. 122.

4 Ibid., p. 121.

5 Good, David F.: The Economic Rise
of the Habsburg Empire 1740-1914.
Berkeley: Univ. of California Pr. 1984
[dt.: Der wirtschaftliche Aufstieg des
Habsburgerreiches. Wien, Graz:
Böhlau 1986].

Pluralität in der Postmoderne

Die Vielfalt, die Fragmentiertheit (*éclatement*) unserer eigenen Lebenswelt wahrzunehmen und diese als eine konstitutive Konstante der menschlichen Verfaßtheit bewußt zu akzeptieren ist eine wesentliche Forderung der Philosophie der Postmoderne. Nimmt man diese Forderung ernst, dann folgt daraus, daß es nicht mehr möglich ist, durch »große Erzählungen« allseits gültige, verbindliche Aussagen und Bewertungen zu treffen. Dies hatten die großen Ideologien versucht. Auch die nationalideologischen Vorgaben verpflichtete Geschichtsschreibung hatte eine solche allgemein verbindliche Deutung angestrebt. Diese »großen Erzählungen« (*›grands récits‹*), mit deren Hilfe früher individuelle und kollektive Legitimierungen, Identitätsbildungen stattgefunden hatten oder stattfinden sollten wären nun zu Ende, hätten keine Valenz mehr: »Die Sehnsucht nach der verlorenen Erzählung«, stellt Jean-François Lyotard lapidar fest, »ist für den Großteil der Menschen selbst verloren«. An ihre Stelle tritt Delegitimierung von alten Wertmustern und die immer wieder neu zu leistende Konstitution von variablen, d.h. wechselnden Referenzbezügen als Ordnungsmustern¹. Der kulturelle Globalisierungsdiskurs gründet auf dieser Erkenntnis der Postmoderne und hat diese noch vertieft. In einem seiner jüngsten Werke hat Richard Sennett dies aufgegriffen und gemeint, daß eine solche Situation Instabilität, Flexibilität abverlangt. Marcel Gauchet spricht gar davon, daß heute an Stelle von Identifikationen zunehmend Desidentifikationen von alten Identifikatoren und Desidealisationen von gewohnten Idealen gefordert wären.² Freilich folgt daraus nicht ein Chaos, eine Barbarei, denen die Menschen ausgeliefert wären, vielmehr geschehen vielfältige Formen von Legitimierungen nun »durch die sprachliche Praxis und ihre kommunikationelle Interaktion«.³ Was schon bei der Lektüre Lyotards aufhorchen läßt, ist der Hinweis, daß die Erfahrung der Delegitimierung im Grunde genommen nicht erst ein Phänomen des ausgehenden 20. Jahrhunderts wäre, sondern bereits in der Zeit um 1900, v.a. in Wien, eine wesentliche Rolle gespielt hätte. Freilich wäre man damals damit nicht fertig geworden, was einem Pessimismus und einer Trauerstimmung (*travail de deuil*) Vorschub geleistet hätte »der die Generation der Jahrhundertwende in Wien genährt hat: die Künstler Musil, Kraus, Hofmannsthal, Loos, Schönberg, Broch, aber auch die Philosophen Mach und Wittgenstein.«⁴ Ist dieser Bezug auf Wien um 1900 richtig und wenn ja, wie läßt er sich erklären? Wie läßt er sich in einen übergreifenden sozial-kulturellen und historischen Kontext einordnen?

Modernisierung in Zentraleuropa

Ich will versuchen diese Fragen mit einem doppelten Hinweis zu beantworten. *Erstens* erscheint es notwendig, auf die großen ökonomischen und sozialen Transformationen (Modernisierung) der vergangenen zweihundert Jahre aufmerksam zu machen. Diese Transformationen wirkten sich auch ganz maßgeblich auf das kulturelle Selbstverständnis aus. *Zweitens* muß man sich fragen, ob zu den Auswirkungen der Modernisierung, die auch die kollektive und individuelle Identitätsbildung bestimmten, nicht noch zusätzliche Kriterien hinzukommen, die gerade in Wien bzw. in Zentraleuropa namhaft gemacht werden können. Geht man nämlich von der Tatsache aus, daß das rasche Anwachsen der urbanen Zentren zwar europaweit eine Folge der Industrialisierung war, daß aber hier die in die Städte strömende Bevölkerung sich einer ethnisch-kulturellen Pluralität der zentraleuropäischen Region verdankte, d.h. heterogener war als anderswo, dann ist es berechtigt, sich zu fragen, ob diese Tatsache nicht auch von einer besonderen sozial-kulturellen Relevanz, d.h. letztlich identitätskonstitutiv gewesen ist.

Die Modernisierung mit ihren ökonomischen, technischen und wissenschaftlichen Innovationen veränderte und verbesserte die allgemeinen Lebensbedingungen der Menschen des 19. Jahrhunderts. Neue Transportmittel (Eisenbahn, Fahrrad, Automobil) wirkten sich auf die individuelle Mobilität und auf den Warenverkehr aus, neue Kommunikationsformen (Telegraph, Telefon, Radio) oder die beschleunigte Ausweitung des Geldverkehrs (Banken) trugen zur Vereinheitlichung der Gesellschaft bei. Der amerikanische Historiker Good hat in seiner Untersuchung über den wirtschaftlichen Aufstieg des Habsburgerreiches überzeugend nachgewiesen, daß sich die Modernisierung in der Donaumonarchie zunächst vereinheitlichend ausgewirkt hat.⁵ Neue



6 Nietzsche, Friedrich: Der Fall Wagner [1888]. In: Ders.: Krit. Studienausg. Hg. v. Giorgio Colli u. Mazzino Montinari. Bd. 6. München: dtv 1980, p. 27 (indirektes Zit. aus Paul Bourgets *Essai de psychologie contemporaine*, Paris 1883, p. 25. Cf. Nietzsche 1980 (Bd. 14), p. 405.

7 Hofmannsthal, Hugo v.: Gabriele D'Annunzio [1893]. In: Ders.: Gesammelte Werke. Reden und Aufsätze I: 1891-1913. Hg. v. Bernd Schoeller u. Rudolf Hirsch. Frankfurt/M.: Fischer 1979, p. 175.

8 Lukács, Georg [György]: Die Wege gingen auseinander. Zit. in: Ugrin, Aranka/ Vargha, Kálmán (Hg.): »Nyugat« und sein Kreis 1908-1941. Leipzig: Reclam 1989, p. 66.

9 Le Rider, Jacques: Modernité viennoise et crises d'identité. Paris: Pr. Universitaires de France 1994 [Das Ende der Illusion. Die Wiener Moderne und die Krisen der Identität. Wien: ÖBV 1990].

und verbesserte Produktionsweisen vermehrten das Warenangebot und die Versorgung der Bevölkerung. All diese Prozesse wurden von immer neuen wissenschaftlichen und technologischen Innovationen unterstützt und begleitet, denen man den gesamten »Fortschritt« zu verdanken glaubte. Wissenschafts- und Technikgläubigkeit ersetzten alte Legitimationsweisen, das Vertrauen auf die Wissenschaft verdrängte in weiten Bereichen frühere, etwa von der Religion vorgegebene Erklärungen.

Die zunehmende Ausdifferenzierung der Produktionsweisen hatte neben ihrer vereinheitlichenden Tendenz auch eine neue Differenzierung, eine Segmentierung der Gesellschaft zur Folge. Dadurch wurden zwar traditionale, feudale Gesellschaftsstrukturen überwunden, zugleich trat jedoch eine allgemeine Orientierungslosigkeit, eine Verunsicherung ein. Die ständige Konkurrenz in sich heterogener sozialer Schichten (Arbeiterschaft, Bürgertum) führte zu innergesellschaftlichen Konflikten, die vor allem in den neuen urbanen Ballungszentren sichtbar wurden und für eine weitere Verunsicherung sorgten. Das heißt: Die beschleunigte gesellschaftliche Differenzierung sorgte für das Wahrnehmen von innergesellschaftlichen Fremdheiten, von Alteritäten und beeinflusste das individuelle und kollektive Bewußtsein. Die jeweiligen Referenzsysteme, an denen man sich orientierte, wurden komplexer, die Suche nach Identitäten vielfältiger und beliebiger. Die Stilpluralität des Historismus ist ein gutes Beispiel dafür, wie sich eine völlig heterogene soziale Schicht, nämlich das neue Bürgertum, eine neue Identität anzueignen versuchte: es wandte sich unterschiedlichsten, man könnte sagen beliebigen Identifikatoren aus der Vergangenheit zu.

Eine differenzierte Gesellschaft bzw. Öffentlichkeit verlangte auch vom Kultur- und Kunstproduzenten eine differenziertere, fragmentiertere Argumentationsweise. Nicht nur die Produzenten (Künstler), auch die Rezipienten (Publikum) waren in ihrem Bewußtsein differenziert. Die Künstler waren gezwungen, um auch von möglichst vielen rezipiert zu werden, in ihrem Produkt eine Vielzahl von dekodierbaren Codes einzusetzen. Dies erweckte den Anschein der Fragmentiertheit des Kunstprodukts. Die sprachliche Ausdrucksweise wurde brüchig, ein literarisches Produkt erweckte den Eindruck, kein Ganzes mehr zu sein: »Womit kennzeichnet sich jede literarische *décadence*? Damit, dass das Leben nicht mehr im Ganzen wohnt. Das Wort wird souverain und springt aus dem Satz hinaus, der Satz greift über und verdunkelt den Sinn der Seite, die Seite gewinnt Leben auf Unkosten des Ganzen – das Ganze ist kein Ganzes mehr«⁶. Diese Beobachtung Friedrich Nietzsches ist nichts anderes als die Reflexion der durch die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Transformationen bewirkten Veränderungen, die zu individuellen Krisensymptomen führten. »Wir haben« notierte Hugo von Hofmannsthal »gleichsam keine Wurzeln im Leben und streichen, helllichtige und doch tagblinde Schatten, zwischen den Kindern des Lebens umher«⁷. 1910 bemerkte der Philosoph Georg Lukács in *Nyugat* (*Westen*), der renommierten Zeitschrift der ungarischen Moderne: »Mit dem Verlust der Stabilität der Dinge ging auch die Stabilität des Ichs verloren; mit dem Verlust der Fakten gingen auch die Werte verloren. Es blieb nichts außer Stimmungen«⁸. Solche Krisensymptome gab es auch im Paris Charles Baudelaires oder im Berlin Stanislas Prybyszewskis, sie verdankten sich der Modernisierung, der die vertikale Differenziertheit der Gesellschaft und die Fragmentiertheit des individuellen und kollektiven Bewußtseins zur Folge hatte.

Kulturelle Heterogenität der Region

Die Untersuchungen Jacques Le Riders haben jedoch deutlich gemacht, daß solche Krisensymptome, solche »*crises d'identité*«, in Wien noch verstärkt aufgetreten wären.⁹ Le Rider verweist beispielhaft auf die Identitätskrisen des sich emanzipierenden und assimilierenden Wiener Judentums. Das ist sicher eine richtige Beobachtung, doch war das Judentum der Jahrzehnte um 1900 im gesamten gesellschaftlichen Gefüge Wiens zwar ein durchaus repräsentativer, jedoch nicht alleiniger Teil jener »Fremdelemente«, aus denen sich die Bewohnerschaft zusammensetzte. Von den Einwohnern Wiens waren 1880 nur 38%, 1900 46% in Wien geboren. Die anderen, die »Fremden«, waren aus ökonomischen Gründen in die Stadt gekommen. Sie waren, wollten sie Erfolg haben, gezwungen, sich an das neue städtische Milieu anzugleichen, sich an die dominante Gruppe zu assimilieren. Eine solche »innere Kolonisierung« bedeutete zwar die Akzeptanz der Fremden, hob aber ihre Unterschiedlichkeit (Differenz) nicht auf, sondern stereotypisierte diese und schrieb damit Fremdheiten gewissermaßen fest. Solche Assimilationen forderten laufend Delegitimationen von traditionellen Bindungen oder das Wechseln zwischen unterschiedlichen Wertvorstellungen als Ordnungsmustern, wodurch die durch die

Modernisierung hervorgerufene Verunsicherung noch verstärkt wurde. Dazu kommt noch folgender Aspekt. Diese sich assimilierenden Fremden stammten aus einer Region, die von einer ethnischen, kulturellen und sprachlichen Heterogenität bestimmt war. Das heißt, die allgemeine Verunsicherung, die sich aufgrund der differenzierenden Tendenz der Modernisierung einstellte, die Problematik, mit einer Lebenswelt vielfacher Bezüge fertig zu werden, wurde hier durch spezifische regionale Konditionen noch potenziert und erhielt dadurch eine zusätzliche qualitative Dimension.

Heterogene urbane Milieus

Die Differenziertheit der Gesellschaft und die Fragmentiertheit des Bewußtseins wurde also in den urbanen Zentren der zentraleuropäischen Region noch von diesem zusätzlichen Faktor unterstützt. War der Anteil von Fremden in Paris um 1900 nur 6,3%, so betrug er in Wien mehr als 60%. Die Haupt- und Residenzstadt zählte damals 1,7 Millionen Einwohner. Unter diesen befanden sich mehr als 500 000 Zuwanderer aus Böhmen und Mähren, 140 000 aus den Ländern der ungarischen Krone, ca. 100 000 aus Galizien, der Bukowina und anderen Teilen der Monarchie und 250 000 aus den ehemaligen Erblanden (den heutigen österreichischen Bundesländern). Bereits in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts wurde daher empfohlen, Wien in Nationalitätenbezirke einzuteilen. In der 1872 aus Pest, Ofen (Buda) und Alt-Ofen (Ó-Buda) zu Budapest vereinten Hauptstadt des Königreichs Ungarn wies 1851 Pest eine Gesamteinwohnerzahl 83 868 auf, von diesen waren 33 884 Deutsche, 31 965 Ungarn, 12 642 Juden und 4 187 Slowaken. In Ofen (Buda) verhielt es sich ähnlich: 22 122 Deutsche, 6 182 Ungarn, 1 537 Juden, 1.145 Serben und 1 124 Slowaken. 1890 hatte Budapest bereits 500 000 Einwohner, doch nur 39% waren in Budapest geboren, 52% stammten aus dem ethnisch und sprachlich heterogenen Königreich.¹⁰ Der Anteil der unter sich heterogenen jüdischen Einwohner Wiens erhöhte sich 1910 auf 7,8%, in Budapest auf ca. 24%, und in Czernowitz, einer Kleinstadt im Osten der Monarchie, auf über 30% der Gesamtbevölkerung.

Eine solche Vielfalt von ethnischen und kulturellen Traditionen, die sich in den Städten begegneten, war die Voraussetzung für intensive Wechselwirkungen, für Prozesse kultureller Diffusion und Akkulturation, wenn auch für eine an bestimmte soziale Schichten gebundene Form von Multikulturalität. Die Vielfalt kultureller Traditionen wurde zu einem wichtigen Stimulans kultureller Kreativität, denn man konnte unter variablen kulturellen Vorgaben wählen oder Elemente unterschiedlicher kultureller Provenienz in bisher ungewohnter Weise miteinander verschränken. Der Zitate-reichtum der musikalischen Produktion in Wien um 1900 ist ein Indiz dafür, daß man sich diese Chancen nicht entgehen ließ und sich ihrer noch mehr als bisher zu bedienen wußte. Doch die regionale Heterogenität wurde in der engen Dichte des urbanen Milieus auch als Bedrohung empfunden. Denn man erfuhr hier das Andersartige, das Fremde d.h. die Differenz in der unmittelbaren Umgebung, man fühlte sich dadurch verunsichert, man reagierte darauf auch von seiten der dominanten sozialen Gruppe, die sich zuweilen in eine minoritäre Lage gedrängt sah, zunehmend gereizt und begann sich dieser Fremdheiten zu entledigen. Man versuchte dieser zunehmenden ethnischen und kulturellen Fragmentiertheit durch sprachliche und kulturelle Zwangsassimilierungen oder durch gewaltsame Ausgrenzungen und Unterdrückungen von Fremdelementen zu begegnen. All dies geschah mit der Begründung, die die nationale Ideologie vorgab, nämlich daß jeder Mensch nicht mehrere, sondern nur eine nationale Identität aufzuweisen hätte. Dafür mußte man freilich erst definieren, was man unter Nation bzw. unter Ethnie verstand. Man stützte hierbei vornehmlich auf die Sprache. Nachdem durch Sprachassimilierungen sich die Zahl jener, die einer Nation zuzuzählen wären, immer wieder veränderte, war man gezwungen, Nation und »Ethnizität« immer wieder neu zu »erfinden«.¹¹

Man bediente sich hierbei zunehmend nationalistischer und präfaschistoider Ideologien. Es ist wichtig darauf hinzuweisen, daß diese Ideologien, die in radikale Chauvinismen und Antisemitismen ausarteten, nicht am Lande, sondern in der Dichte des urbanen Raumes entstanden, in dem die Heterogenität der zentraleuropäischen Region nicht nur sichtbar, sondern auch als ein drohendes Problem empfunden wurde.

10 John, Michae/ Lichtblau, Albert: Schmelztiegel Wien – einst und jetzt. Zur Geschichte und Gegenwart von Zuwanderung und Minderheiten, Wien, Köln: Böhlau 1990, p. 14ff; Gerevich, László (Hg.): Budapest története [Geschichte von Budapest]. Bd. 3. Hg. v. Domokos Kosáry. Budapest: Akadémia 1975, p. 399; Bd. 4. Hg. v. Károly Vörös. Budapest: Akadémia 1978, p. 378ff.

11 Sollors, Werner: Introduction: The Invention of Ethnicity. In: Ders. (Hg.): The Invention of Ethnicity. New York, Oxford: Oxford UP 1989, pp. IX-XX.



Pluralitäten in der Vergangenheit

Die zentraleuropäische Region war in der Tat seit Jahrhunderten von einer Vielfalt von Ethnien, Sprachen und Kulturen bestimmt gewesen. Es ist dies ein charakteristisches Merkmal, aus der sich, so widersprüchlich dies auch klingen mag, die Übereinstimmung der Region herleitete. Die Pluralität der zentraleuropäischen Region läßt sich in der Tat in den verschiedensten Bereichen nachweisen. Sie bestand in der ethnischen Vielfalt und in der Polyglossie ihrer Bewohner, in einer reichen kulturellen Differenziertheit oder in der Tatsache, daß hier drei monotheistische Weltreligionen, Christentum, Judentum und Islam, in ihren unterschiedlichsten Ausformungen präsent waren. Sie bestand in unterschiedlichen politischen und Verwaltungstraditionen, die auch in einem Staat, wie der Habsburgermonarchie, nicht beseitigt werden konnten. Diese vielfache, pluralistische Situation bot zwar einerseits die Chance von Austauschprozessen, von Ethnogenesen, von Akkulturationen, sie inkludierte jedoch auch die ständige Präsenz von Differenzen und folglich von Gegensätzlichkeiten. Sie betraf nicht nur die Region als Ganzes, sondern ebenso ihre Subregionen, das heißt einzelne Länder, Provinzen und Städte. Ich möchte vorschlagen, diese ethnisch-kulturelle Pluralität als eine innere (*endogene*), das heißt in der Region vorhandene, und als eine äußere (*exogene*), von gesamteuropäischen, heute würde man sagen von globalen Einflüssen bestimmte zu sehen und zu umschreiben.

Endogene Pluralität

Unter *endogener Pluralität* verstehe ich die in der gesamten Region seit Jahrhunderten nachweisbare Dichte von Völkern, Volksgruppen, Kulturen und Sprachen, die sich in der Tat bis heute erhalten hat. Durch den ständigen Austausch bildete sich aber auch ein Arsenal von kulturellen Codes aus, die von allen verstanden wurden und zu einer übergeordneten regionalen Identität beitrugen. Auch die sogenannten »nationalen« Volkskulturen, die immer wieder als die ursprünglichen Hüter kultureller Eigenständigkeit und Ursprünglichkeit angesehen werden, wurden in Wahrheit von zahlreichen »Fremdelementen«, von Codes der benachbarten Kulturen durchsetzt. Béla Bartók hat in bezug auf die musikalische Folklore der Region auf ein kontinuierliches »crossing and re-crossing of melodies« hingewiesen.¹² Trotz der Zugehörigkeit zu einer eigenen kulturellen Konfiguration (»Nationalkultur«) partizipierte man also auch an den anderen, was die Ausbildung von Mehrfachidentitäten begünstigte.

Diese kulturelle Multipolarität spiegelte sich z.B. in der praktischen Zwei- oder Mehrsprachigkeit mancher ihrer Bewohner wider. Die »Muttersprache« reduzierte sich zuweilen nicht bloß auf den Besitz einer einzigen Sprache, die man von Kindheit an erlernt hatte, sondern konnte die Kenntnis mehrerer Sprachen beinhalten. Was für Konsequenzen dies haben konnte, beschreibt der Sprachphilosoph Fritz Mauthner, der sein frühes Interesse für die Philosophie der Sprache auf diese Tatsache zurückführte:

[...] auch sonst wäre mancherlei zu sagen über die besonderen Verhältnisse, die das Interesse für eine Psychologie der Sprache bei mir bis zu einer Leidenschaft steigerten. Dieses Interesse war bei mir von frühester Jugend an sehr stark, ja, ich verstehe es gar nicht, wenn ein Jude, der in einer slawischen Gegend Österreichs geboren ist, zur Sprachforschung nicht gedrängt wird. Er lernte damals [...] genau genommen drei Sprachen zugleich verstehen: Deutsch als die Sprache der Beamten, der Bildung, der Dichtung und seines Umgangs; Tschechisch als die Sprache der Bauern und der Dienstmädchen, als die historische Sprache des glorreichen Königreichs Böhmen; ein bißchen Hebräisch als die heilige Sprache des Alten Testaments und als die Grundlage für das Mauscheldeutsch, welches er von Trödeljuden, aber gelegentlich auch von ganz gut gekleideten jüdischen Kaufleuten seines Umgangs oder gar seiner Verwandtschaft sprechen hörte. Der Jude, der in einer slawischen Gegend Österreichs geboren war, mußte gewissermaßen zugleich Deutsch, Tschechisch und Hebräisch als die Sprachen seiner »Vorfahren« verehren. Und die Mischung ganz unähnlicher Sprachen im gemeinen Kuchelböhmisch und in dem noch viel gemeineren Mauscheldeutsch mußte schon das Kind auf gewisse Sprachgesetze aufmerksam machen, auf Entlehnung und Kontamination, die in ihrer ganzen Bedeutung von der Sprachwissenschaft noch heute nicht völlig begriffen worden sind.¹³

Die ethnische und sprachlich-kulturelle Heterogenität betraf nicht nur die Region als Ganzes, sondern ebenso ihre Subregionen: die Königreiche, Länder, viele ihrer Provinzen und Städte. So war die multiethnische und multikulturelle Situation des Königreichs Ungarn gleichsam ein

12 Bartok, Béla: Race Purity in Music [1942]. In: Ders.: Essays. Ed. by B. Suchoff. Lincoln/Neb. et al.: Univ. of Nebraska Pr. 1993, pp. 29-32.

13 Mauthner, Fritz: Erinnerungen. München: Müller 1918, pp. 32-33.

14 Zitat von Magda Pál in: Ács, Zoltán: Nemzetiségek a történelmi Magyarországon [Nationalitäten im historischen Ungarn]. Budapest: Kossuth 1984, pp. 230-231.

15 Schmelztl, Wolfgang: Ein Lobspruch ... [1548]. Faksimile. Wien 1913, V. 332-338.

16 Riesbeck, Johann Kaspar: Briefe über Deutschland. [Wien 1790], p. 6.

17 Trollope, Frances: Briefe aus der Kaiserstadt. Hg. u. bearb. v. Rudolf Garstenaucr. Frankfurt/M.: Societäts-Verl. 1980, p. 174, p. 206f.

18 Pezzl, Johann: Skizze von Wien. Ein Kultur- und Sittenbild aus der josephinischen Zeit. Hg. v. Gustav Gugitz u. Anton Schlossar. Graz: Leykam 1923, p. 22. – In der Gesamtmonarchie würden, so Pezzl, nicht bloß sieben Sprachen gesprochen, wie der Dichter Ramler annähme, sondern: »Die einheimischen Sprachen der österreichischen Erbstaaten sind: Deutsch, Lateinisch, Französisch, Italienisch, Ungarisch, Böhmisch, Polnisch, Flämisch, Neugriechisch, Türkisch, Illyrisch, Kroatisch, Windisch, Walachisch und endlich die Zigeunersprache«. Ibid., p. 23.

19 Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände. Bd. 6. Leipzig: Brockhaus 1835, p. 449.

20 Noch im Jahre 1910 (Volkszählung) waren Tirol und die Steiermark mit ihren nach dem Ersten Weltkrieg abgetrennten südlichen Teilen durchaus gemischtsprachige Gebiete. Von den 916 216 Einwohnern Tirols waren 387 700 (42%) Italiener, in der Steiermark befanden sich immerhin 409 684 Slowenen (21,5%). – Cf. Csáky, Moritz: Die Gesellschaft. In: Das Zeitalter Kaiser Franz Josephs. Ausstellungskatalog Schloß Grafenegg 1987, p. 41.

Spiegelbild von jener, die sich in der Donaumonarchie insgesamt vorfand. Mit der allmählichen Verwirklichung der Bildungsansprüche der Aufklärung, die sich auf alle Schichten der Bevölkerung bezogen und daher die »nationale« Bildung, d.h. die Bildung der gesamten Bevölkerung zum Ziele hatte, kam es zu einer zunehmenden Konkurrenzsituation zwischen den Sprachen und Kulturen des Königreichs, da die Entfaltung und die Pflege der verschiedenen Nationalsprachen die Voraussetzung dieser Zielvorstellung war. Während die Vorherrschaft von Latein als allgemein verbindlicher Verwaltungssprache (bis 1842) die Gegensätze zunächst noch zu verzögern vermochte, bewirkte die seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert zunächst von den ungarischen Landtagen, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts dann auch von einem Teil der politischen Intelligenz geforderte Einführung des Ungarischen (Magyarischen) als Verwaltungs- und Staatssprache – zunächst eine Reaktion auf die josephinische Verordnung von 1784, die Deutsch vorgeschrieben hatte – eine Polarisierung zwischen der magyarischen Sprache (Kultur) und den anderssprachigen Nationalitäten. Erst jetzt wurde man sich der ethnisch-kulturellen Heterogenität und Widersprüchlichkeit des Königreichs voll bewußt und begann diese zu problematisieren, indem man entweder die Präferenz des Magyarischen betonte (ungarischer Sprachnationalismus) oder die gleichen Ansprüche und Rechte aller Sprachen hervorhob. So schrieb der ungarische Ethnograph Magda im Jahre 1819: »Weil viele in Ungarn deutsch und slowakisch sprechen, sind wir noch nicht die Bürger eines deutschen oder tschechischen, sondern des ungarischen Reiches. Einem Bürger Ungarns sei es freigestellt, nach Belieben lateinisch, slowakisch und deutsch zu sprechen und zu schreiben. Doch wenn ein geborener Ungar es nicht unter seiner Würde hält, die slowakische und die deutsche Sprache zu erlernen, dann sollten sich auch ein Slowake oder ein Deutscher nicht schämen, Ungarisch zu lernen.«¹⁴

Schon vor der Industrialisierung war die kulturelle Pluralität bzw. Heterogenität in den urbanen Zentren wie in Wien, in Budapest oder in Prag. Bereits im 16. Jahrhundert wußte der Pfälzer Wolfgang Schmelztl zu berichten, daß die Sprachen Wiens »Hebreisch, Griechisch und Lateinisch, Teutsch, Frantzösisch, Türkisch, Spanisch, Behaimisch, Windisch, Italianisch, Hungarisch, guet Niederlendisch, natürlich Syrisch, Crabatisch, Rätzisch, Polnisch und Chaldeisch« wären¹⁵. Ähnliche Beobachtungen besitzen wir von Ausländern wie Kaspar Riesbeck¹⁶ oder Johann Pezzl aus dem ausgehenden 18. und von Frances Trollope¹⁷ aus dem beginnenden 19. Jahrhundert. Dem aus Bayern zugewanderten josephinischen Literaten Pezzl war die Multiethnizität und Polyglossie der Haupt- und Residenzstadt Wien besonders erwähnenswert:

Was die innere unmerkliche Verschiedenheit der Bewohner Wiens betrifft, in dieser Rücksicht ist es wahr, daß keine Familie ihre einheimische Abstammung mehr bis in die dritte Generation hinaufführen kann. Ungarn, Böhmen, Mährer, Siebenbürger, Steiermärker, Tiroler, Niederländer, Italiener, Franzosen, Bayern, Schwaben, Sachsen, Schlesier, Rheinländer, Schweizer, Westfäler, Lothringer usw. usw. wandern unaufhörlich in Menge nach Wien, suchen dort ihr Glück, finden es zum Teil und naturalisieren sich. Die originalen Wiener sind verschwunden. Eben diese Mischung so vieler Nationen erzeugt hier jene unendliche Sprachenverwirrung, die Wien vor allen europäischen Plätzen auszeichnet.¹⁸

Ähnlich war die Situation auch in anderen Zentren der Monarchie. Auf vielfältige Zusammensetzung der Bevölkerung von Budapest (Ofen und Pest) wurde bereits hingewiesen. Doch auch kleinere Städte wie z.B. Laibach (Ljubljana) wiesen nach einer Angabe des *Brockhaus* aus dem Jahre 1835 eine sprachliche Vielfalt auf:

Die Volkssprache ist wendisch, ein mit vielen deutschen und ital. Wörtern vermischter slaw. Dialekt; doch wird auch viel Deutsch, Italienisch, Französisch und Neugriechisch gesprochen.¹⁹

Städte, die in den internationalen Handel nicht so stark eingebunden waren wie die größeren, wiesen zwar eine homogenere Bevölkerung auf. Das Hinterland dieser Städte war jedoch in der Regel gleichfalls ethnisch und sprachlich gemischt, was auch auf manche der damaligen Erbländer (die heutigen österreichischen Bundesländer) zutraf.²⁰

Sowohl die urbanen Zentren als auch die einzelnen Königreiche und Länder waren ein Reflex des pluralistischen Charakters der Gesamtregion. Deutsche, Ungarn (Magyaren), Tschechen, Polen, Italiener, Ukrainer (Ruthenen), Rumänen, Kroaten, Serben, Slowaken, Slowenen und Juden waren die bedeutendsten Sprachgruppen der Monarchie. Diese Nationalitäten verteilten sich nicht



25 Ricaldone, Luisa: *Italienisches Wien*. Wien, München: Herold 1986.

26 In bezug auf die Kleidung cf. Schubert, Gabriella: Die Rolle der Kleidung in den Nationalbewegungen der Donauvölker. In: Csáky, Moritz/Haselsteiner, Horst (Hg.): *A magyar nyelv és kultúra a Duna völgyében. Die ungarische Sprache und Kultur im Donauraum*. Budapest, Wien: Nemzetközi Magyar Filológiai Társaság 1989, pp. 314-332. – Zur Musik cf. Reichenbach, Horst: *Zur Frage des Popularen bei Mozart. Ein Beitrag zur Mozartforschung*. Halle, Wittenberg: Diss.[masch.] 1975; Szabolcsi, Bence: *Die Exotismen bei Mozart. Mozart Konferenz*. Prag 1956; Rameis, E.: *Die österreichische Militärmusik, von ihren Anfängen bis zum Jahre 1918*. Tutzing: Schneider 1976.

denke z.B. an die Musik, die bildende Kunst oder die Literatur. In Zentraleuropa wurde er jedoch zu einem inhärenten, performativen kulturellen Kriterium. Besonders intensive italienische kulturelle Einflüsse sind seit der Hochblüte der pannonischen Renaissance im 15. Jahrhundert in Dalmatien, Kroatien, Ungarn, der Slowakei und in Südpolen nachweisbar. Aufgrund der Tatsache, daß ganze italienische Provinzen zum festen Bestand der Monarchie gehörten, war das italienische Element sogar ein inhärentes Kriterium der endogenen kulturellen Pluralität. Der Adel, das Militär oder die Beamtenschaft wies traditionsgemäß einen hohen Anteil an Italienern auf, italienische kulturelle Codes wurden selbst für die Alltagskultur z.B. die Küche – das Costoletta Milanese wurde im 19. Jahrhundert zum Wiener Schnitzel – bestimmend. Der gebürtige Römer Pietro Metastasio kam, als Neapel im 18. Jahrhundert wenige Jahrzehnte von den Wiener Habsburgern verwaltet wurde, von dort nach Wien und bekleidete hier über vier Jahrzehnte die Stelle eines einflußreichen Hofpoeten. In der Folge wurde neben dem französischen das italienische Theater tonangebend. Die in Europa führende Neapolitanische Oper beeinflusste das Opernschaffen der Wiener Klassik, und der »neue Ton« wurde bald zum bestimmenden Merkmal der Musik. Ähnliches läßt sich auch von der Bautätigkeit auf dem gesamten Gebiet der Monarchie sagen. Wie mentalitätsprägend das Italienische nicht nur für Wien²⁵ oder für Prag, vielmehr auch für kleinere Städte der Monarchie wurde, erhellt unter anderem daraus, daß beispielsweise das südländisch anmutende architektonische Stadtbild von Graz sowohl im Barock als auch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts maßgeblich auf die Tätigkeit von italienischen Baumeistern und Handwerkern zurückzuführen ist.

Zuletzt möchte ich auf einen kulturellen Einflußbereich aufmerksam machen, der heute fast vergessen ist. Die lange Präsenz der Osmanen am Balkan hat bis in die Gegenwart wahrnehmbare Spuren hinterlassen und seine ethnisch-kulturelle und religiöse Realität bestimmt. Teile der östlichen und südöstlichen Länder der Monarchie waren ebenfalls lange unter osmanischer Herrschaft gestanden, sie hat die kulturellen Gewohnheiten ihrer Bewohner bis heute bestimmt. Die ungarische Hirten- und Magnatentracht, die heute als typische Merkmale einer magyarischen Nationalkultur ausgegeben werden, geht u.a. auf osmanische Vorbilder zurück, und der sogenannte »magyarische Nationalstil« des ausgehenden 19. Jahrhunderts benützte in der Architektur ebenso osmanische Elemente wie die ländliche Bauweise der bäuerlichen Bevölkerung. Die Militärmusik erhielt zu Ende des 18. Jahrhunderts durch die Rezeption der Janitscharenmusik ihre endgültige Ausformung, ihr Einfluß ist nicht nur in der Wiener Klassik, sondern ebenso in der Operettenproduktion des ausgehenden 19. Jahrhunderts nachweisbar. Die Aneignung mediterraner Eßgewohnheiten verdankt sich weitgehend der Vermittlung durch die Osmanen, die in der Steiermark übliche Bezeichnung »Türkensturz« ist auch heute noch ein Indiz für die eindeutige Provenienz dieser bei der Landbevölkerung verbreiteten Maisspeise.²⁶

Subjektive Erfahrung von Pluralität

Die endogene und exogene Pluralität der Region ist nicht eine erst vom Historiker nachträglich imaginierte Realität, sie wurde von den jeweiligen Zeitgenossen wahrgenommen und entsprechend artikuliert.

Die Stellung und der Umfang der mehreren Hauptnationen der Monarchie hat auf den Gedanken geführt, diese als ein Europa im Kleinen zu betrachten und, neben einem europäischen, ein besonderes österreichisches Gleichgewicht vorauszusetzen.

Diese Bemerkung eines deutschen Staatslexikons aus dem Jahre 1841²⁷ hat zwanzig Jahre zuvor Johann Csaplovics vorweggenommen, der gemeint hatte, daß »Ungarn Europa im Kleinen« bezeichnet werden könnte, da »fast alle europäischen Volksstämme und Sprachen [...] hier zu Hause« wären.²⁸ Übrigens ist der ungarische Polyhistor Csaplovics, der slowakischer Abstammung war und die meisten seiner Werke deutsch oder lateinisch verfaßte, selbst ein Spiegelbild dieser pluralistischen Situation. Diese kulturelle und sprachliche Heterogenität der Region stand den Homogenisierungstendenzen des 19. Jahrhunderts freilich im Wege. Man betonte die latente Krisen- und Konflikanfälligkeit einer solchen Situation und instrumentalisierte diese für die eigenen nationalpolitischen Interessen. Im Bewußtsein der Menschen des 19. Jahrhunderts, die den bevorstehenden politischen Zerfall dieser ethnischen und kulturellen Pluralität noch nicht erfahren hatten, erschienen solche Konflikte jedoch keineswegs eindeutig darauf angelegt, die Kohabitation der Völker und Kulturen in Zentraleuropa zu sprengen. Menschen unter-

27 »Oestreich«. In: Rotteck, Carl von/Welcker, Carl (Hg.): *Staats-Lexikon oder Enyklopädie der Staatswissenschaften*. Bd. 12. Altona: J. F. Hammerich 1841, p. 143.

28 Csaplovics, Johann: »Das Königreiche Ungern [!] ist Europa im Kleinen«. In: *Erneuerte Vaterländische Blätter für den Österreichischen Kaiserstaat* 13 (Wien 1820), p. 410.



29 Assmann, Jan: Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität. In: Ders./ Hölscher, Tonio (Hg.): Kultur und Gedächtnis. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1988, p. 9.

30 Gáspár, Imre: Hazánk tót népe [Das slowakische Volk unseres Vaterlandes]. Budapest 1879, p. 6.

31 Kostolányi, Dezső: Levelek-Naplók [Briefe, Tagebücher]. Hg. v. Réz, Pál/ Kenyeres, Ágnes. Budapest: Akadémia 1996, p. 186.

32 Lipp, Wolfgang: Drama Kultur. Berlin: Duncker & Humblot 1994.

schiedlicher politischer Zugehörigkeit wie die politischen Denker Joseph von Eötvös, František Palacký, Lajos Mocsáry, Karl Renner, Otto Bauer oder Oszkár Jászi beschäftigten sich in ihren Werken eingehend mit verschiedenen Lösungsvorschlägen, von denen keine die Auflösung des pluriethnischen und plurikulturellen Staates zum Ziele hatte. Ihnen allen war vielmehr gemeinsam, daß sie gegenüber extremen nationalistischen Argumentationsweisen die pluralistische Verfaßtheit der Region als gegeben annahmen, diese auch in ihrer Krisenanfälligkeit akzeptierten und im öffentlichen Bewußtsein zu verankern versuchten.

Die unmittelbaren Folgen eines solchen komplexen sozial-kulturellen Systems waren einerseits die bereits erwähnten kontinuierlichen Prozesse von Ethnogenesen, die sich auf der Mikroebene des Alltags in zahlreichen bislang noch wenig erforschten »Mischehen« zwischen Individuen unterschiedlicher Herkunft und Sprache nachweisen lassen könnten. Andererseits bot die Begegnung verschiedener, vielfacher kultureller Traditionen die Möglichkeit von Akkulturationen, von Rezeptionen »fremder« kultureller Codes und Elemente, die die spezifische kulturelle Konfiguration sowohl der Gesamtregion als auch ihrer Subregionen bestimmten. Das »kulturelle Gedächtnis«, das heißt der spezifische Interaktionsrahmen, welcher »Handeln und Erleben« steuert und »von Generation zu Generation zur wiederholten Einübung und Einweisung ansteht«²⁹, war zunehmend sowohl in der Gesamtregion als auch in ihren Subregionen von Elementen belegt, die sich einer regionalen (endogenen) und außerregionalen (exogenen) Herkunft verdankten.

Eine solche heterogene kulturelle Lebenswelt, natürlich unterschiedlich stark ausgeprägt, wurde für viele Einzelindividuen und für ganze soziale Schichten zu einem ganz wesentlichen Kontext ihrer Identitätsbildung.

Unsere Heimat ist ein polyglottes Land. Ungarn, Deutsche, Kroaten, Slowaken, Serben, Slowenen, Rumänen wohnen hier, und wer weiß, wer noch alles? Es ist zwar ein kleines Land, weist jedoch vier bis fünf selbständige Literaturen auf. Hier sind Bücher, Zeitschriften, Schulen in italienischer, französischer, deutscher, lateinischer, jüdischer und noch in fünf anderen Sprachen eine Notwendigkeit.³⁰

Während Imre Gáspár 1879 diese Feststellung auf die gesellschaftliche Situation des Königreichs Ungarn bezog, wurde Intellektuellen des beginnenden 20. Jahrhunderts die Multipolarität ihrer eigenen Identität zu einer wichtigen Lebenserfahrung: »Ich fühle mich schon lange, lange, seit ich mir meines Lebens und meiner Gefühle bewußt bin, als ein Slawe«, schrieb 1909 der ungarische Schriftsteller Dezső Kosztolányi an seinen serbischen Kollegen Veljko Petrovic.

Meine Familie ist eine alte Adelsfamilie, aber vergebens prangt über unserem Stammhaus das ungarische Wappen, denn ich weiß, daß in der Familie meines Vaters zahlreiche Vermischungen mit Slawen stattgefunden haben, was mich zum Poeten und unglücklich gemacht hat. Wenn Sie meine Schriften lesen, die ich Ihnen mit heutiger Post schicke, werden Sie bemerken, daß ich überhaupt keine ungarische Tonart habe. Diese Schönheit und dieser Fluch: sie sind slawisch. Der slawische Geisterseher und Träumer. In der Tat habe ich mich seit meiner Kindheit zu ihnen hingezogen gefühlt. Ich habe meine Verwandten nicht unter den Franzosen und Engländern, sondern sehr wohl unter den Russen, Polen und später unter den Tschechen gesucht, und ich habe erkannt, daß die Zukunft ihnen gehört.³¹

Ein solches, von einer heterogenen Vielfalt geprägtes kollektives und individuelles Referenzsystem, in welchem die einzelnen Elemente sich zwar begegnen, durchdringen, ihre Eigenständigkeit d.h. Fremdheit jedoch auch weiterhin behalten, verweist auf die Dramatik, die kulturellen Prozessen inhärent ist. Die einzelnen Elemente behalten, auch wenn sie mit anderen eine neue Konfiguration eingehen, ihre Authentizität und stehen auch innerhalb eines neuen kulturellen Kontextes in Konkurrenz zueinander. Kultur erklärt sich somit als ein Prozeß, in dem die Begegnung, die Verschmelzung oder die Abweisung von unterschiedlichen Elementen bzw. Codes in einer dramatischen Inszenierung erfolgt.³² Vor kurzem hat der bosnische Schriftsteller Dzevad Karahasan am Beispiel von Sarajevo dieses »Grundverhältnis der Spannung« innerhalb von vermeintlichen kulturellen Symbiosen deutlich gemacht:

Innerhalb des dramatisch konstituierten Kultursystems läuft, als sein markantestes Kennzeichen ein erregendes Spiel ab, ein Spiel des gegenseitigen Kommentierens und Kontrastierens von Offenem und Geschlossenem, von Außen und Innen, ein Spiel, das aus sich selbst heraus auch die innere Organisation der Stadt bestimmt, sowohl die



33 Karahasan, Dzevad: Tagebuch der Austreibung. Klagenfurt: Wieser 1993, p. 14.

34 Weibel, Peter: Jenseits von Kunst [Ausstellungskatalog]. Wien: Passagen 1997.

35 Weibel, Peter: Jenseits von Kunst. In: Parnass, H. 4. [Wien] (1998), pp. 76-81, Zitat p. 76.

Struktur jedes ihrer Teile als auch das alltägliche Leben in ihr, aber auch jedes Einzel-element dieses Alltagslebens, vom Wohnen bis zum Essen.³³

Zentraleuropa nach dem Zerfall der Monarchie

In den Jahrzehnten um 1900 wußte man diese pluralistische Situation vor allem im kulturellen Bereich zu nutzen. Sie trug ganz wesentlich zur Herausbildung von individuellen und kollektiven Identitäten bei. Zum einen hatte sich ein übergreifendes, analoges kulturelles Bewußtsein herausgebildet, das beispielsweise in einer spezifischen Denktradition zum Ausdruck kam, die gleichfalls der Analyse verpflichtet ist. Ich denke hier an jene Denktradition, die mit Bernard Bolzano beginnt und bis Ludwig Wittgenstein reicht. Zum anderen bediente man sich der Vielfalt kultureller Angebote, verschränkte die unterschiedlichsten Codes miteinander und verarbeitete diese zu gleichen oder analogen kulturellen Produkten. Ein Blick auf die Architektur der Region, v.a. der Jahrzehnte um 1900, wird dies bestätigen. Die enorme kulturelle Kreativität der zentral-europäischen Moderne läßt sich sicher auf diesen pluralistischen Background zurückführen, in ihr spiegelt sich aber auch die bewußte oder unbewußte Reflexion einer fragmentierten, »hybriden« Lebenswelt, die sich den spezifischen Konditionen der Region verdankte. Die Überlegungen des Physikers und Philosophen Ernst Mach, der das Ich aus seinen flüchtigen Empfindungselementen zu deuten versucht, die Problematisierung des Verhältnisses der einzelnen Wahrnehmungsinhalte zum Ganzen in der Gestaltphilosophie eines Christian von Ehrenfels oder Alexius Meinong, die Revolutionierung der Musik durch die Dodekaphonie Arnold Schönbergs, die jedem der zwölf Töne die gleiche Relevanz zuweist, die in der Wissenssoziologie Wilhelm Jerusalem oder Karl Mannheims begründete Erklärung von Wissen und Wissensaneignung aus einem komplexen sozialen Kontext und schließlich die Psychoanalyse Freuds, die in der Mißachtung (Unterdrückung, Verdrängung) von Einzelelementen die Ursache für eine Erkrankung erblickt: All diese Theoriebildungen der Wiener bzw. der zentraleuropäischen Moderne in den Jahrzehnten um und nach 1900 sind wohl, so meine ich, ohne die Berücksichtigung der konkreten regionalen Vorgaben, ohne die Berücksichtigung der pluralistischen, multikulturellen Lebenswelt Zentraleuropas nicht hinreichend zu erklären.

Der österreichische Künstler und Kunsttheoretiker Peter Weibel hat solche Überlegungen 1998 in Antwerpen einer ganzen Ausstellung zugrunde gelegt, die die übergreifenden, gemeinsamen Leitlinien von Kunst und Wissenschaft in der zentraleuropäischen Region im 20. Jahrhundert zu veranschaulichen versuchte.³⁴ Das kreative Potential dieser Region war nicht an nationale kulturelle Vorgaben gebunden, es verdankte sich gesamtregionalen kulturellen Codes. Diese Erkenntnis führt zu ganz allgemeinen kulturtheoretischen Schlußfolgerungen:

Kultur entwickelt sich jenseits des geopolitischen und ethnischen Codes; sie wird geschaffen von Mitgliedern einer Gemeinschaft, die geographische, ethnische, sprachliche, politische, religiöse, staatliche, nationale Grenzen überschreitet. Kultur ist offensichtlich ein immer wieder neu geflochtenes Netz jenseits geopolitischer und nationaler Grenzen, eine Übersetzungsarbeit von Generation zu Generation.³⁵

Anders verhielt es sich freilich auf der politischen Ebene, wo zentrifugale Tendenzen, geschürt durch nationalistische Slogans und Praktiken, eine weitere Kohabitation der Völker und Kulturen der Region immer unwahrscheinlicher erscheinen ließen. Das 1879 geschlossene Bündnis der Donaumonarchie mit dem Wilhelminischen Deutschland (Zweibund) wurde im übrigen Europa als Bedrohung empfunden, man setzte daher hier immer mehr auf das Argument der inneren Heterogenität der Region, um sie, die propagandistisch als »Völkerkerker« apostrophiert wurde, zu destabilisieren und damit politisch zu dominieren. Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs im Jahre 1914 belegt auf der einen Seite, wie sensibel die innere Situation der Region in der Tat war, denn der Anlaß für die Kriegserklärung an Serbien war die Ermordung des österreichischen Thronfolgers, der eine politische Lösung vorgeschlagen hatte, die der Vorstellung von nationaler Autonomie nicht entsprach: den Zusammenschluß der südslawischen Völker und die trialistische Konstruktion der Monarchie. Auf der anderen Seite sahen viele im Krieg *die* Chance, die immer brüchigere staatliche Einheit zu kitten. Der Krieg wurde als eine Katharsis interpretiert gegenüber einem Zustand der zunehmenden inneren politischen Lähmung und gegenüber immer gefährlicheren separatistischen Tendenzen. Viele Intellektuelle waren dieses Glaubens und ergriffen daher Partei für den Krieg, von dem sie sich eine Stärkung der Einheit Österreichs,



36 Bahr, Hermann: Das österreichische Wunder. In: Ders.: Schwarzgelb. Berlin: Fischer 1917, p. 30.

37 Die These von der »Zerstückelung« der Monarchie durch die westlichen Siegermächte vertritt u.a. der britische Historiker Sked, Alan: Der Fall des Hauses Habsburg: Der unzeitige Tod eines Kaiserreiches. Berlin: Siedler 1993 [EA The Decline and Fall of the Habsburg-Empire 1815-1918].

d.h. der Gesamtregion der Monarchie erwarteten, so u.a. der Schriftsteller Hermann Bahr: »Von allen Überraschungen«, schrieb er im Essay *Das österreichische Wunder*, »die uns dieser Krieg gebracht hat, ist die größte, daß Österreich, so oft totgesagt, noch lebt und lebendiger ist als je. Von allen Redensarten vor dem Krieg war nämlich die dümmste die von Österreichs Zerfall ... Und jetzt? Welch ein anderes Bild! Ganz Österreich eins, desselben Willens, derselben Bereitschaft, desselben Opfermuts, Deutsche, Slawen und Ungarn Brüder, kein Zwist mehr, Eintracht überall, Österreich ist wieder da! ... Ein Wunder scheint's«. ³⁶ Daß dies bloß eine Täuschung war, sollte sich freilich nur allzu bald herausstellen: Die Situation des Besiegten nutzend wurde die jahrhundertelange politische Kohabitation der Völker und Kulturen Zentraleuropas durch die Friedensverträge von Paris 1919 aufgelöst. ³⁷

Die innere, ethnisch-kulturelle Differenz der Region mündete somit in eine politische Ausdifferenzierung, die unter dem Motto der Selbstbestimmung der Völker (Nationen) neue Nationalstaaten entstehen ließ. Damit wollte man, abgesehen vom gesamteuropäischen realpolitischen Kalkül auch die Krisen- und Konfliktsymptome bannen, die sich auf die regionale Heterogenität zurückführen ließen. Entsprachen aber diese neuen Nationalstaaten, z.B. die Tschechoslowakei, Ungarn, Jugoslawien, tatsächlich den Zielvorstellungen der nationalen Autonomie? In Wirklichkeit sah sich fast jeder dieser neuen Staaten mit den gleichen Problemen konfrontiert wie der frühere Gesamtstaat. Die sogenannten Nachfolgestaaten boten im Kleinen gleichsam ein Spiegelbild der gesamtregionalen ethnischen und sprachlichen Zersplitterung. Einige konkrete Hinweise mögen dies verdeutlichen. 1921 galten 74,4% der Bewohner Jugoslawiens offiziell als »Serbokroaten« – eine künstliche Einheit von Serben, Kroaten und Bosnjaken – 8,5% waren Slowenen, 4,3% Deutsche, 3,9% Ungarn, 3,7% Albaner und 1,9% Rumänen. Die Tschechoslowakei wies 65,5% »Tschechoslowaken« auf, d.h. Tschechen und Slowaken; daneben gab es 23,4% Deutsche, 5,6% Ungarn, 3,5% Ruthenen und 1,4% (180 900) Juden. Ungarn in den Grenzen des Trianoner Friedens hatte 2/3 seines ehemaligen Territoriums eingebüßt und wies nun 89,6% Magyaren auf, der Rest von 10,4% verteilte sich auf Minoritäten (v.a. Deutsche, Slowaken, Rumänen); die zum Großteil bereits an das Magyarentum assimilierten 473 3000 Juden machten 5,9% der Bevölkerung aus. Solche innerstaatliche, demographisch feststellbare Inhomogenitäten machten die Bewohner dieser Staaten vor allem faschistischen und totalitaristischen Ideologien gegenüber anfällig, versprachen doch diese holistischen Vorgaben die Beseitigung von »Fremdheiten«. Und sie wurden auch zum auslösenden Faktor für revisionistische und separatistische Bestrebungen, die sowohl das nationalsozialistische Deutschland als auch, nach dem Zweiten Weltkrieg, die Sowjetunion für ihre eigenen politischen Interessen zu nutzen wußten. Sie sind heute erneut der Nährboden für die Herausbildung autochthoner, irrationaler Nationalismen, die mit Hilfe von Separationen und ethnischen Säuberungen die individuellen und kollektiven Spannungen, die jedem komplexen, multikulturellen, d.h. hybriden System innewohnen, zu beseitigen versprechen.

Es gilt freilich noch ein weiteres Moment zu beachten. Aus offiziellen demographischen Statistiken der letzten Jahre geht hervor, daß in vielen Ländern Zentraleuropas minoritären Gruppen eine immer geringere Bedeutung zukommt. 1991 waren 94,2% der Bewohner der damaligen Tschechoslowakei Tschechen und Slowaken und 1990 bestand Ungarns Einwohnerschaft zu 97,9% aus Ungarn (Magyaren). Dieses Bild einer ethnisch-kulturellen Homogenität ist zum einen auf die Aus- und Umsiedlungen (Vertreibungen) nach dem Zweiten Weltkrieg zurückzuführen, zum anderen verdankt sie sich aber auch dem Phänomen der »inneren Kolonisierung«, d.h. allgemein feststellbaren Tendenzen, denen zu Folge minoritäre Gruppen oder Einzelpersonen aus solchen Gruppen sich nicht zuletzt aufgrund ökonomischer Zwänge oder Überlebensstrategien der dominanten Leitkultur anzugleichen versuchen. Solche Assimilationen müssen natürlich nicht immer unter einem direkten gesellschaftlichen Druck stattfinden, sie können auch indirekte Motivationen haben, wie etwa jene, daß die Assimilanten sich eine aus ihrer Sicht vermeintlich höhere, fortschrittlichere Kultur anzueignen bestrebt sind. Ein gutes Beispiel hierfür sind die Assimilationsbestrebungen von Juden zur Zeit der Jahrhundertwende in Wien und in anderen urbanen Zentren Zentraleuropas. Freilich beschränkt sich die Assimilation nicht nur auf Juden, sondern sie betrifft auch Individuen anderer ethnisch-kultureller Provenienz. Dabei sind zumindest einige Aspekte von Bedeutung, die gerade in hybriden kulturellen Milieus, wie jenem Zentraleuropas, besonders deutlich wahrnehmbar sind. Der Versuch, sich eine »andere« Kultur anzueignen, führt oft dazu, daß man bestrebt ist, sich diese besonders perfekt anzueignen. Nicht selten werden daher assimilierte Intellektuelle zu prononcierten Propagatoren von Inhal-



38 Bronfen, Elisabeth/ Marius,
Benjamin: Hybride Kulturen.
Einleitung zur anglo-amerikanischen
Multikulturalismusdebatte. In:
Diess./ Steffen, Theres (Hg.): Hybride
Kulturen. Beiträge zur anglo-amerika-
nischen Multikulturalismusdebatte,
Tübingen: Stauffenburg 1997,
pp. 12-13.

ten jener Kultur, der sie sich angeglichen haben, und ebenso augenfällig ist es daher, wie im politischen Bereich Assimilierte oft zu expliziten Verfechtern national-kultureller Wertvorstellungen werden. Vielleicht geschieht dies, z.T. unbewußt, deshalb, weil Assimilierte, trotz vielfältiger Angleichungsstrategien (bis zur Veränderung des Familiennamens), von vielen Repräsentanten jener Gruppe, in die sie eintreten, letztlich doch als »Fremde« wahrgenommen werden. Dies führt auch dazu, daß Assimilanten oft ihren früheren kulturellen Kontext zu verdrängen versuchen. Nicht nur der »Jüdische Selbsthaß« (cf. Theodor Lessing), auch die Tatsache, daß gerade in Zentraleuropa Exponenten chauvinistischer Ideologien ursprünglich zumeist nicht aus jenem kulturellen Kontext stammen, für den sie sich einsetzen, sind hierfür gute Beispiele. Doch auch die dominanten Leitkulturen werden durch Assimilationsprozesse unvermittelt mit »fremden« kulturellen Komponenten angereichert, die ihrerseits die ursprüngliche kulturelle Konfiguration andauernd modifizieren, jedoch stets als »fremde« Elemente benennbar bleiben. Das kulturelle Gedächtnis ist mit einer Vielfalt von heterogenen Codes aufgeladen, sie machen den Reichtum einer Kultur aus, sie sind aber auch die Ursache für latente Spannungen. Sie werden freilich dann zum Problem, wenn durch national-politische Vorgaben versucht wird, sie zu instrumentalisieren, umzudeuten oder einzelne dieser Codes völlig auszugrenzen: Deren Instrumentalisierung im Sinne der Neuschaffung von homogenen individuellen und kollektiven Identitäten gehört in Zentraleuropa bis in die Gegenwart zur gängigen politischen Praxis; deren Ausgrenzung, die nun als fremde deklariert werden, im Interesse eines imaginierten Nationalkonzepts, ist wohl eine der Ursachen für jene Krisensymptome, die auch manchen bewaffneten Konflikten der Gegenwart zugrunde liegen.

Angesichts solcher Erkenntnisse könnte man die These aufstellen, daß Zentraleuropa aufgrund seiner ethnisch-kulturellen Differenziertheit als ein »Laboratorium« angesehen werden könnte, in dem kontinuierlich Prozesse stattfinden, die heute, im Zeitalter der Globalisierung und der kulturellen Vernetzung, weltweit von Relevanz geworden sind. Rasch zunehmende Mobilitäten und der Ausbau von neuen Kommunikationsformen und -systemen führen dazu, daß »Fremdheiten« gleichsam täglich erfahrbar geworden sind. Dadurch können Sozialisationen schwieriger und die Bildung individueller und kollektiver Identitäten komplexer, d.h. instabiler und scheinbar beliebiger werden. Das komplexe kulturelle System der zentraleuropäischen Region war und ist die Ursache für andauernde Verunsicherungen, für individuelle und kollektive Krisen und Konflikte. Hier wurde man sich dieser Krisenanfälligkeit bereits um 1900 bewußt: Man versuchte sie in Analogie zu dem Verfahren, das Sigmund Freud für individuelle Krisensymptome anbot, zu analysieren und zu erklären. Damit vermochte man die Krisen und Konflikte, die sich aus der kulturellen Heterogenität ergaben, zwar nicht zu beseitigen, wohl aber sie zu entschärfen, indem man sie sich bewußt machte. Diese Erkenntnis ist heute wohl weltweit für ähnliche sozio-kulturelle Situationen von Geltung.

Die Präsenz von Differenz in kulturellen Kontexten – im Gegensatz zu der zuweilen einseitigen Vorstellung von Multikulturalität als einer natürlichen, »freundschaftlichen«, harmonischen Verschränkung vielfältiger kultureller Codes – gilt es somit gerade am Beispiel permanenter »kultureller« Krisen und Konflikte Zentraleuropas deutlich zu machen. Ich glaube, daß gerade am Beispiel Zentraleuropas die Forderung »von kultureller Vielfalt auf kulturelle Differenz umzudenken« nicht nur möglich, sondern auch notwendig ist: Der kulturelle Text Zentraleuropas sollte in der Tat als ein »Konzept polyphoner und hybrider Kulturen« verstanden werden. Er sollte dazu anleiten, über eine naive »Utopie kultureller Vielfalt« hinauszugehen.³⁸



Prof. Dr. Moritz Csáky (geb. 1936): Studien- und Forschungsaufenthalte in Paris und Budapest. Habil. für allg. Geschichte der Neuzeit. Seit 1984 O. Prof. für österr. Geschichte an der Univ. Graz. *Leopold-Kunschak Preis* (Wien 1968), *Gindely-Preis* (Wien 1983), *F. Széchenyi-Staatspreis* (Budapest 1989), *Prix Europe* (Strasbourg 1994), *Wilhelm-Hartel-Preis der Österr. Akad. d. Wiss.* (Wien 1997), *Karl von Vogelsang Staatspreis* (Wien 1998).
W. Mitglied der *Österr. Akad. d. Wiss.*, Ausw. Mitglied der *Ung. Akad. d. Wissenschaften*, Vizepräsident des *Fonds zur Förderung d. wiss. Forschung* (1988-1997), Gründer (Obmann 1982-1990) der *Österr. Gesellschaft z. Erforschung d. 18. Jahrhunderts*, der *Arbeitsgemeinschaft Wien – Budapest um 1900* (Leitung gemeinsam mit Prof. P. Hának). Gründer und Präs. (bis 1995) des *Intern. Forschungszentrums Kulturwissenschaften (IFK)*, Wien. Mitglied des *Standing Committee for Social Sciences* (1992-1995) und des *Standing Committee for Humanities* der *European Science Found.*, Strasbourg.
Forschungsschwerpunkte: Kulturgeschichte, Socialintellectual history Zentraleuropas, Aufklärung, Fin de siècle, Diskurs der Moderne. Geschichte Österreichs, Geschichte Ungarns.
Initiator und Sprecher des Sonderforschungsbereichs *Moderne* an der Universität Graz und »Orte des Gedächtnisses«: *Forschungsprogramm der Kommission für Kulturwissenschaften* der ÖAW.

